

rowohlt

Leseprobe aus:

Peter Englund

Schönheit und Schrecken



Peter Englund
**SCHÖNHEIT
UND SCHRECKEN**

Eine Geschichte des Ersten Weltkriegs,
erzählt in neunzehn Schicksalen

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Peter Englund

Schönheit und Schrecken

Eine Geschichte des Ersten Weltkriegs,
erzählt in neunzehn Schicksalen

Aus dem Schwedischen
von Wolfgang Butt

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Oktober 2013
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe
© 2011 by Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin
Die schwedische Originalausgabe erschien 2009
bei Atlantis, Stockholm, unter dem Titel
«Stridens skönhet och sorg»
Copyright © 2009 by Peter Englund
Fachberatung Dr. Reinhard Stumpf
Lektorat Jens Dehning
Mitarbeit Frank Pöhlmann
Karten Peter Palm, Berlin
Umschlaggestaltung ZERO Werbeagentur,
München, nach einem Entwurf von any.way, Hamburg
(Abbildung: C.R.W. Nevinson [1889–1946],
Explosion, 1916; Private Collection;
© Courtesy of Sotheby's Picture Library; bridgemanart.com)
Satz Janson PostScript (InDesign)
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 62623 4

Im Gedenken an Carl Englund

*Gemeiner Soldat in der australischen Armee, Dienstnummer 3304,
3. australische Division, 11. Brigade, 43. Infanteriebataillon.*

Teilnehmer der Schlachten bei Messines und Passchendaele 1917.

Gefallen im Kampf vor Amiens am 13. September 1918.

Sein Grab ist unbekannt.



An den Leser

Dies ist ein Buch über den Ersten Weltkrieg. Aber nicht darüber, *was* er war – seine Ursachen, seinen Verlauf, sein Ende und seine Folgen –, sondern darüber, *wie* er war. Hier werden weniger die äußereren Faktoren des Krieges beschrieben als die von ihm betroffenen Menschen, ihre Eindrücke, Erlebnisse und Stimmungen. Es ging mir nicht so sehr darum, einen Ereignisverlauf zu rekonstruieren, sondern eine Gefühlswelt.

Wir begleiten neunzehn Personen, alle real (das Buch enthält nichts Erfundenes, sondern beruht auf Dokumenten unterschiedlicher Art, die diese Menschen hinterlassen haben), alle unbekannt oder vergessen, alle weit unten in den Hierarchien. Und während der Erste Weltkrieg im allgemeinen Bewusstsein bisher – nicht ohne Grund – mit dem Schlamm der Westfront gleichgesetzt wurde, befinden sich viele dieser Personen an anderen Kriegsschauplätzen, wie der Ostfront, den Alpen, dem Balkan, Ostafrika und Mesopotamien. Die meisten von ihnen sind jung, manche kaum älter als zwanzig Jahre.

Von diesen neunzehn werden zwei fallen, zwei kommen in Kriegsgefangenschaft, zwei werden als Helden gefeiert, zwei enden als körperliche Wracks. Manche heißen den Krieg willkommen, als er ausbricht, werden ihn aber bald hassen; andere hassen ihn vom ersten Tag an; einer liebt ihn vom Anfang bis zum Ende. Einer von ihnen wird buchstäblich wahnsinnig und landet in einer Nervenheilanstalt, ein anderer hört nie auch nur einen einzigen Schuss. Trotz ihrer wechselnden Rollen und Schicksale, ihrer Unterschiede in Geschlecht und Herkunft sind sie doch alle durch die Tatsache vereint, dass der Krieg ihnen etwas Entscheidendes raubt:

ihre Jugend, ihre Illusionen, ihre Hoffnung, ihre Mitmenschlichkeit – ihr Leben.

Die meisten dieser neunzehn Personen werden dramatische und auch schreckliche Dinge erleben, aber mein Hauptaugenmerk richtet sich dennoch auf den Alltag des Krieges. Dies ist ein Stück Anti-Geschichte insofern, als ich versucht habe, das in jeder Hinsicht epochale Geschehen auf seinen kleinsten Bestandteil zurückzuführen, nämlich den einzelnen Menschen und sein Erleben. Über die melancholische Skepsis gegenüber meinem eigenen Beruf, die den Anstoß zu dieser Herangehensweise gegeben hat, werde ich vielleicht ein andermal berichten.

Montag, den 30. Juni 2008

P. E.

[...] alles, was sich an Qual und Grauen begeben hat auf den Richtplätzen, in den Folterstuben, den Tollhäusern, den Operationssälen, unter den Brückenbögen im Nachherbst: alles das ist von einer zähen Unvergänglichkeit, alles das besteht auf sich und hängt, eifersüchtig auf alles Seiende, an seiner schrecklichen Wirklichkeit. Die Menschen möchten vieles davon vergessen dürfen; ihr Schlaf feilt sanft über solche Furchen im Gebirn, aber Träume drängen ibn ab und ziehen die Zeichnungen nach. Und sie wachen auf und keuchen und lassen einer Kerze Schein sich auflösen in der Finsternis und trinken, wie gezuckertes Wasser, die halbhelle Berubigung. Aber, ach, auf welcher Kante hält sich diese Sicherheit. Nur eine geringste Wendung, und schon wieder steht der Blick über Bekanntes und Freundliches hinaus, und der eben noch so tröstliche Kontur wird deutlicher als ein Rand von Grauen.

Rainer Maria Rilke,
Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge, 1910

Der Sommer war schön wie nie und versprach noch schöner zu werden; sorglos blickten wir alle in die Welt. Ich erinnere mich, wie ich noch am letzten Tage in Baden mit einem Freunde durch die Weinberge ging und ein alter Weinbauer zu uns sagte: «So ein' Sommer wie den haben wir schon lange nicht gehabt. Wenn's so bleibt, dann kriegen wir einen Wein wie nie. An den Sommer [1914] werden die Leut' noch denken!»

Stefan Zweig, *Die Welt von gestern*, 1942

Dramatis personae

ELFRIEDE KUHR – deutsches Schulmädchen, 12 Jahre

HERBERT SULZBACH – deutscher Artillerist, 20 Jahre

RICHARD STUMPF – deutscher Schiffsmatrose, 22 Jahre

PÁL KELEMEN – Kavallerist in der österreichisch-ungarischen Armee, Ungar, 20 Jahre

ANDREJ LOBANOV-ROSTOVSKIJ – Ingenieuroffizier in der russischen Armee, 22 Jahre

FLORENCE FARBOROUGH – Krankenschwester in der russischen Armee, Engländerin, 27 Jahre

KRESTEN ANDRESEN – Soldat in der preußischen Armee, Däne, 23 Jahre

MICHEL CORDAY – französischer Beamter, 45 Jahre

ALFRED POLLARD – Infanterist in der britischen Armee, 21 Jahre

WILLIAM HENRY DAWKINS – Pionier in der australischen Armee, 21 Jahre

RENÉ ARNAUD – Infanterist in der französischen Armee, 21 Jahre

RAFAEL DE NOGALES – Kavallerist in der osmanischen Armee, Südamerikaner, 35 Jahre

HARVEY CUSHING – Feldchirurg in der amerikanischen Armee, 45 Jahre

ANGUS BUCHANAN – Infanterist in der britischen Armee, 27 Jahre

WILLY COPPENS – Kampfflieger in der belgischen Luftwaffe, 22 Jahre

OLIVE KING – Ambulanzfahrerin in der serbischen Armee, Australierin, 28 Jahre

VINCENZO D'AQUILA – Infanterist in der italienischen Armee, Italo-Amerikaner, 21 Jahre

EDWARD MOUSLEY – Artillerist in der britischen Armee, Neuseeländer, 28 Jahre

PAOLO MONELLI – Gebirgsjäger in der italienischen Armee, 23 Jahre

Die Angaben beziehen sich auf das jeweilige Alter bei Kriegsbeginn sowie die Hauptbetätigung während des Krieges.

1914

In den Krieg ziehen, nicht für Gut oder Geld, nicht für Vaterland und Ehre, nicht um Feinde zu töten, sondern um die Persönlichkeit zu stärken; um Kraft und Willen zu stärken, Gewohnheiten, Haltungen, Ernsthaftigkeit. Dafür will ich in den Krieg ziehen.

Chronologie der Ereignisse

- 28. 6.** Der österreichisch-ungarische Thronfolger Franz Ferdinand und Gemahlin werden in Sarajevo ermordet.
- 23. 7.** Österreich-Ungarn stellt Serbien ein Ultimatum.
- 28. 7.** Österreich-Ungarn erklärt Serbien den Krieg.
- 29. 7.** Zur Unterstützung Serbiens macht Russland gegen Österreich-Ungarn mobil.
- 31. 7.** Deutschland fordert Russland auf, die Mobilmachung einzustellen, doch sie geht weiter.
- 1. 8.** Deutschland macht mobil. Ebenso Russlands Alliierter Frankreich.
- 2. 8.** Deutsche Truppen marschieren in Frankreich und Luxemburg ein, russische Truppen in Ostpreußen.
- 3. 8.** Deutschland verlangt von Belgien, deutsche Truppen durchs Land passieren zu lassen; die Forderung wird abgelehnt.
- 4. 8.** Deutschland fällt in Belgien ein. Großbritannien erklärt Deutschland den Krieg.
- 6. 8.** Französische Truppen marschieren in die deutsche Kolonie Togo ein.
- 7. 8.** Russland fällt in Ostpreußen ein.
- 13. 8.** Österreich-Ungarn fällt in Serbien ein. Die Invasion scheitert über kurz oder lang.
- 14. 8.** Französische Truppen marschieren in Deutsch-Lothringen ein, werden aber zurückgeschlagen.
- 18. 8.** Russland fällt in die österreichisch-ungarische Provinz Galizien ein.
- 20. 8.** Brüssel fällt. Deutsche Armeen schwärmen nach Süden aus, mit Ziel Paris.

- 24. 8.** Die alliierte Invasion der deutschen Kolonie Kamerun beginnt.
- 26. 8.** Die Schlacht bei Tannenberg beginnt. Die russische Invasion von Ostpreußen wird abgewehrt.
- 1. 9.** Die Schlacht bei Lemberg beginnt. Sie endet mit einer schweren österreichisch-ungarischen Niederlage.
- 6. 9.** Beginn der französisch-britischen Gegenoffensive an der Marne. Der deutsche Marsch auf Paris wird aufgehalten.
- 7. 9.** Die zweite österreichisch-ungarische Invasion Serbiens wird eingeleitet.
- 11. 9.** Im Westen beginnt der sogenannte «Wettlauf zum Meer».
- 23. 9.** Japan erklärt Deutschland den Krieg.
- 12. 10.** Die erste einer Reihe von Schlachten in Flandern.
- 29. 10.** Das Osmanische Reich tritt an der Seite Deutschlands in den Krieg ein.
- 3. 11.** Russland marschiert in die osmanische Provinz Armenien ein.
- 7. 11.** Die deutsche Kolonie Tsingtao in China wird von japanischen und britischen Truppen erobert.
- 8. 11.** Die dritte österreichisch-ungarische Invasion Serbiens beginnt.
- 18. 11.** Eine osmanische Offensive im Kaukasus beginnt.
- 21. 11.** Britische Truppen besetzen Basra in Mesopotamien.
- 7. 12.** Die zweite Schlacht um Warschau beginnt.

1.

Dienstag, 4. August 1914

**ELFRIEDE KUHR SIEHT, WIE DAS INFANTERIEREGIMENT 149
SCHNEIDEMÜHL VERLÄSST**

Sommerabend. Warme Luft. Leise Musik in der Ferne. Elfriede und ihr Bruder sind zu Hause in der Alten Bahnhofstraße 17, aber sie hören die Klänge, die allmählich lauter werden, und sie haben verstanden. Sie laufen auf die Straße, auf den gelben, festungsähnlichen Bahnhof zu. Der Platz davor ist schwarz von Menschen, und die elektrische Beleuchtung ist eingeschaltet; Elfriede findet, dass der bleiche Schein das Laub der Kastanien aussehen lässt, als wäre es aus Papier.

Sie klettert auf den Eisenzaun, der das Bahnhofsgebäude von dem überfüllten Platz trennt. Die Musik kommt näher. Sie sieht einen Güterzug an Bahnsteig 3. Sie sieht, dass die Lokomotive unter Dampf steht. Sie sieht die offenen Waggontüren, und im Innern erkennt sie Reservisten in Zivil, die auf dem Weg zur Mobilmachung sind. Die Männer lehnen sich hinaus, winken und lachen. Gleichzeitig wird die Musik immer lauter, immer klarer in der sommerlichen Abendluft. Ihr Bruder ruft: «Sie kommen! Es sind die Hundertneunundvierziger!»

Sie sind es, auf die alle warten: das Infanterieregiment 149, die Truppe der Stadt. Sie soll an die Westfront. «Die Westfront», ja, ein neues Wort. Bis zu diesem Tag hat Elfriede davon noch nie gehört. Der Krieg geht ja gegen die Russen, das weiß doch jeder; die deutsche Armee hat mobilgemacht, um der russischen Mobilisierung zu begegnen, und die Russen werden gewiss bald angreifen.¹ Hier in der preußischen Provinz Posen ist es vor allem die Bedrohung aus dem Osten, die die Gemüter bewegt, da bildet

Schneidemühl keine Ausnahme. Die russische Grenze ist weniger als einhundertfünfzig Kilometer entfernt, zudem führt die Hauptstrecke Berlin–Königsberg durch die Stadt, was sie vermutlich zu einem Ziel für den mächtigen Feind im Osten macht.

Für die Menschen in Schneidemühl gilt ungefähr das Gleiche wie für die Politiker und Generäle, die Europa – suchend, tastend und stolpernd – in den Krieg geführt haben: Es gibt Informationen, aber sie sind fast immer unvollständig oder veraltet, und die fehlenden Fakten werden ersetzt durch Vermutungen, Annahmen, Hoffnungen, Ängste, fixe Ideen, Verschwörungstheorien, Träume, Albträume, Gerüchte. Hier in Schneidemühl genauso wie in Zehntausenden anderen Städten und Dörfern auf dem Kontinent wird das Bild der Welt aus diesem flüchtigen Stoff geformt, vor allem aus Gerüchten.

Elfriede Kuhr ist zwölf Jahre alt, ein unruhiges und aufgewecktes Mädchen mit rotblonden Zöpfen und grünen Augen. Sie hat gehört, dass französische Flugzeuge Nürnberg bombardiert haben, dass eine Eisenbahnbrücke bei Eichenried angegriffen worden ist, dass russische Truppen auf Johannisburg zumarschieren, dass russische Agenten versucht haben, in Berlin den Kronprinzen zu ermorden, dass ein russischer Spion versucht hat, die Flugzeugfabrik am Rande der Stadt in die Luft zu sprengen, dass ein russischer Agent die städtische Wasserversorgung mit Cholera verseuchen und ein französischer Agent die Brücken über die Küddow sprengen wollte.

Nichts von alledem stimmt, aber das wird erst später klar. Im Augenblick scheinen die Leute bereit zu sein, alles Mögliche zu glauben, wenn es nur unglaublich genug ist.

Die Menschen in Schneidemühl halten den Krieg wie die meisten anderen Deutschen letztlich für einen Verteidigungskrieg, der dem Land aufgezwungen wurde, sodass man keine andere Wahl hatte, als ihn anzunehmen. Sie sind, genauso wie die Menschen der Städte und Dörfer in Serbien, Österreich-Ungarn, Russland, Frankreich, Belgien und in Großbritannien, alle erfüllt von Angst

und von Hoffnungen und nicht zuletzt von einem leidenschaftlichen Gefühl, im Recht zu sein, denn jetzt steht ein schicksalhafter Kampf gegen die Mächte der Finsternis bevor. Eine Flutwelle der Gefühle geht über Schneidemühl, Deutschland und Europa hinweg und reißt alle mit sich. Was wir als düster empfinden, ist für sie wie eine Erleuchtung.

Elfriede hört ihren Bruder rufen, und schon sieht sie es selbst. Dort kommen Soldaten in Reih und Glied, in feldgrauen Uniformen, kurzen Stiefeln aus hellem, ungegerbtem Leder, mit großen Tornistern und Pickelhauben mit grauem Stoffüberzug. Vorweg marschiert eine Militärkapelle, und als sie sich jetzt dem Bahnhof und der Menschenmenge nähern, stimmen sie die Melodie an, die alle so gut kennen. Die Soldaten singen, und beim Refrain fallen die Zuschauer sofort mit ein. Das Lied dröhnt durch den Augustabend:

*Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein!
Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein!*²

Die Luft ist erfüllt von Trommelschlägen, Stiefelklappern, Gesang und Hurraufen. Elfriede notiert in ihrem Tagebuch:

So kamen die Hundertneunundvierziger Schulter an Schulter und überfluteten den Bahnsteig wie eine graue Welle. Alle Soldaten trugen um Hals und Brust lange Gewinde aus Sommerblumen. Selbst in den Gewehrläufen steckten Sträusse von Astern, Levkojen und Rosen, als wollten sie den Feind mit Blumen beschießen. Die Gesichter der Soldaten waren ernst. Ich hatte gedacht, sie würden lachen und jubeln.

Trotzdem sieht Elfriede einen lachenden Soldaten, einen Leutnant, den sie kennt. Er heißt Schön, und sie beobachtet, wie er sich von seinen Verwandten verabschiedet und dann durch die

Menschenmenge drängt. Sie sieht, wie man ihm immer wieder auf die Schulter klopft, wie er von den Umstehenden umarmt und geküsst wird. Sie will ihm zurufen: «Hallo, Leutnant Schön!» Aber sie wagt es nicht.

Die Musik spielt, die Menge lässt Hüte und Taschentücher flattern, der Zug mit den Reservisten in Zivil pfeift und fährt los, alle schreien hurra und rufen und winken. Bald werden auch die Hundertneunundvierziger abfahren. Elfriede hüpfst herunter vom Zaun, wird aber von der Menge verschluckt und hat das Gefühl, zermalmt zu werden. Sie sieht eine alte Frau mit verweinten Augen, die herzzerreißend ruft: «Paulchen! Wo ist mein Paulchen? Lasst mich doch noch mal meinen Sohn sehen!» Elfriede weiß nicht, wer Paul ist, sie wird gleichsam überrollt von einer Masse von Rücken und Armen und Bäuchen und Beinen. Erschüttert oder vielleicht nur dankbar, dass sie in diesem Gewimmel von Bildern und Geräuschen und Gefühlen etwas hat, worauf sie ihre Aufmerksamkeit richten kann, spricht sie ein schnelles Gebet, während sie dort eingeklemmt steht: «Lieber Gott, behüte diesen Paul! Gib ihn der Frau zurück! Ich bitte, bitte, bitte dich!»

Sie sieht die Soldaten vorbeitrampeln, und neben ihr streckt ein kleiner Junge seine Hand durch die kalten Gitterstäbe des Eisenzauns: «Du, Soldat, adieu!» Einer der Graugekleideten nimmt die ausgestreckte Hand und schüttelt sie: «Adieu, Brüderlein!» Alle lachen, die Kapelle spielt «Deutschland, Deutschland über alles», einige singen mit, und eine lange, mit Blumen geschmückte Wagenreihe fährt quietschend auf Bahnsteig 1 ein. Ein Trompetensignal ertönt, und die Soldaten steigen sofort in den Zug. Flüche, Scherze, Kommandos. Ein Nachzügler läuft an Elfriede, die hinter dem Zaun steht, vorbei. Sie fasst sich ein Herz, streckt die Hand aus und murmelt ein schüchternes «Leb wohl!». Er sieht sie, lacht und ergreift im Vorübergehen ihre Hand: «Wiedersehen, Mädel!»

Elfriede schaut ihm nach. Sie sieht ihn in einen der Güterwagen klettern. Sie sieht, wie er sich umdreht und ihr einen Blick

zuwirft. Der Zug ruckt an, fährt erst nur langsam, dann immer schneller.

Das Hurrarufen schwoll zu einem Brausen an, die Gesichter der Soldaten drängten sich in den offenen Türen, Blumen flogen durch die Luft, und auf einmal fingen viele Menschen auf dem Platz an zu weinen.

«Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen in der Heimat!»

«Keine Angst! Wir sind bald wieder zu Hause!»

«Weihnachten feiern wir bei Muttern!»

«Ja, ja, ja! Auf gesundes Wiedersehen!»

Und aus dem fahrenden Zug steigt ein mächtiger Gesang auf. Sie erfasst nur einen Teil des Refrains: «In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn!» Dann verschwinden die Wagen in der Nacht. Sommerdunkel. Warme Luft.

Elfriede ist ergriffen. Sie geht nach Hause, tränenerstickt. Im Gehen streckt sie die Hand, die der Soldat geschüttelt hat, vor sich aus, als hielte sie darin etwas sehr Kostbares und zugleich sehr Zerbrechliches. Als sie die matt erleuchtete Haustreppe zur Alten Bahnhofstraße 17 hinaufsteigt, küsst sie die Hand, schnell.

2.

Samstag, 8. August 1914

**HERBERT SULZBACH WIRD BEIM FELDARTILLERIEREGIMENT 63
IN FRANKFURT ANGENOMMEN**

Es sind Tage voller Aufregung gewesen, großer Aufregung. Und einer gewissen Beunruhigung. Schon in den letzten Julitagen hatte er begonnen, sich von seiner Arbeit in der Bank fortzustehlen, um sich in die Menschenmassen zu drängen, die vor den Zeitungsdruckereien versammelt waren. Und als dann die Nachricht von der Mobilmachung kam, stimmte er in den allgemeinen Jubel mit ein.

Das Gefühl, sich gegen einen ungerechten Angriff zu verteidigen, erfüllt die Leute mit einer «unerhörten Kraft»: «Es ist mir beim besten Willen nicht möglich, die Stimmung und Begeisterung wiederzugeben.»

Sein Name ist Herbert Sulzbach, zwanzig Jahre alt und wohnhaft in Frankfurt am Main. Die Familie ist jüdisch, aber großbürgerlich, assimiliert, liberal. Herberts Großvater gilt als einer der Begründer der Deutschen Bank und soll, als der Kaiser ihm den Adelstitel anbot, abgelehnt haben. Von Herbert wird erwartet, dass er sich im Familienunternehmen engagiert. Es war vorgesehen, dass er im Oktober nach Hamburg ziehen und als kaufmännischer Volontär anfangen sollte. Der Krieg ist dazwischengekommen.

Doch Herbert betrachtet sich nicht als Opfer einer Katastrophe. Schon vor Ausbruch des Krieges hat er davon geträumt, auf diesen Umzug nach Hamburg zu pfeifen, auf die Karriere zu pfeifen, die ihn im Wirtschaftsleben erwartet, und stattdessen Soldat zu werden: «Ich bin jetzt zwanzig Jahre alt, und in diesem Alter dient sich's doch am schönsten.» Am Tag nach Kriegsausbruch meldet er sich als Freiwilliger. Er hofft, beim örtlichen Feldartillerieregiment angenommen zu werden, dem Dreiundsechzigsten.

Und wenn sie ihn nicht haben wollen? Deshalb die Beunruhigung. Nicht weniger als eintausendfünfhundert Freiwillige haben sich beim Regiment gemeldet. Es gibt nur Platz für zweihundert.

Fremdsprachige Schilder verschwinden aus den Geschäften. Ab elf Uhr abends ist Ausgangssperre. Es heißt, ein feindliches Flugzeug habe die Stadt überflogen. Das Automobil der Familie, ein Wagen der Marke Adler, ist vom Militär übernommen worden. Der Hausdiener ebenso. Ja, einige Männer aus der Familie und dem Bekanntenkreis sind bereits mobilisiert worden. Wenn sie ihn nun nicht haben wollen?

Doch heute ist ein Freudentag für Herbert Sulzbach. Er ist einer der Auserwählten. «Ich bin endgültig Soldat. Rührende Beweise der Freundschaft von allen Seiten – die Mädels sind alle so besorgt, werden alle mütterlich.»

Bei der Einberufung trifft er manche seiner alten Schulkameraden. Das Wiedersehen ist herzlich. Sie werden alle im selben Bataillon dienen. Die ihnen zugeteilten Uniformen sind blau.

3.

Donnerstag, 20. August 1914

RICHARD STUMPF SCHREIBT AN BORD DER SMS HELGOLAND
EIN GEDICHT AB

Er ist erregt, bis ins Innerste. Noch eine Kriegserklärung, noch ein Staat, der sich zu den Feinden Deutschlands gesellt. Diesmal ist es Japan. Die Regierenden in Tokio haben sich eilends einer wachsenden Zahl von Kriegsopportunisten angeschlossen, die in dieser unsicheren Lage die Gelegenheit nutzen und etwas für sich herauszuholen wollen, zumeist Territorium. Japan hat dem Außenministerium in Berlin ein Ultimatum gestellt und fordert, dass sämtliche deutschen Kriegsschiffe Asien verlassen und die deutsche Kolonie Tsingtao³ Japan übergeben wird.

Stumpf schäumt vor Wut. Und es bricht aus ihm heraus: «Ein derartiges unverschämtes Verlangen kann nur von diesen gelben, schlitzäugigen Asiaten gestellt werden.» Er ist überzeugt, dass die deutschen Truppen in Asien den «gelben Affen» tüchtig Prügel verabreichen werden.

Richard Stumpf, zweiundzwanzigjähriger Matrose der deutschen Hochseeflotte, kommt aus der Arbeiterklasse – bevor er sich vor zwei Jahren anwerben ließ, verdiente er seinen Unterhalt als Zinngießer –, er ist aber auch gläubiger Katholik, Mitglied einer christlichen Gewerkschaft und erklärter Nationalist. Wie so viele ist er berauscht vom Kriegsausbruch, nicht zuletzt, weil nun die Rechnung mit den verräterischen Engländern beglichen werden könne; die «eigentliche Ursache» dafür, dass Großbritannien in dem Konflikt Stellung bezogen habe, sei der «Neid auf unsere

wirtschaftlichen Erfolge». «Gott strafe England», rufen manche Uniformierte, wenn sie einen Raum betreten, und die obligatorische Antwort lautet: «Er strafe es.»

Stumpf ist intelligent, chauvinistisch, neugierig und voller Vorurteile. Er liebt die Musik und liest gern. Ein Foto zeigt ihn als ernsten jungen Mann mit ovalem Gesicht, engstehenden Augen und einem kleinen, entschlossenen Mund. An diesem Tag ist Stumpf auf See, in der Elbmündung, an Bord des großen Linienschiffes SMS *Helgoland*, auf dem er Dienst tut, seit er in die Marine eingetreten ist.⁴ Auf diesem Schiff befand er sich auch bei Kriegsausbruch.

Richard erinnert sich, dass die Stimmung gedämpft war, als ihr Schiff in den Hafen einlief, denn solange sie auf See gewesen waren, hatte es keine aufregenden Nachrichten gegeben; überall hörte man die Menschen über «diesen ganzen Aufstand wegen nichts» klagen. Niemand hatte jedoch Landurlaub erhalten. Stattdessen hatten sie Munition geladen und alles, «was nicht notwendig war», gelöscht. Um halb sechs war das Kommando «Alle Mann achteraus» ertönt, und sie hatten sich aufgestellt. Ein Offizier hatte dann, gefasst und mit einem Stück Papier in der Hand, verkündet, dass die Armee ebenso wie die Flotte in dieser Nacht mobilmachen würden: «Ihr wisst, was das bedeutet – Krieg.» Die Bordkapelle hatte eine patriotische Melodie gespielt, und alle hatten mitgesungen. «Der Jubel und die Begeisterung waren grenzenlos, dauerten bis in die späte Nacht hinein.»

Bei allem Hurrageschrei ist bereits eine merkwürdige Schieflage zu spüren. Es werden gewaltige Energien freigesetzt, die alle mitzureißen scheinen. Stumpf hat unter anderem – nicht ohne Genugtuung – registriert, dass einige radikale Autoren, die als scharfe Kritiker der wilhelminischen Gesellschaft bekannt waren, inzwischen ultrapatriotische Parolen von sich geben. Was in dieser Flutwelle überspannter Gefühle aber untergeht, ist die Frage, *warum* man überhaupt kämpft. Es gibt viele, die wie Stumpf zu wissen glauben, worum es «eigentlich» geht, die eine «wirkliche Ursache» entdeckt zu haben glauben, aber dieses «Eigentliche» und diese «wirkliche

Ursache» sind schon hinter der Tatsache verschwunden, *dass* man kämpft. Der Krieg gibt bereits zu erkennen, dass er sein eigener Zweck ist. Wenige reden noch von Sarajevo.

Manches an Propaganda gegen die wachsende Zahl von Feinden geht, wie Stumpf findet, zu weit. Zum Beispiel die vulgäre Postkarte, die er gerade in einem Laden gesehen hat. Sie zeigt einen deutschen Soldaten, der im Begriff ist, einen feindlichen Soldaten übers Knie zu legen, um ihm den Hintern zu versohlen, während er zu anderen, die daneben stehen und warten, sagt: «Nur nicht drängeln. Ihr kommt alle dran.» Oder etwa die gerade besonders populäre Parole, die die Jungs auf der Straße skandieren und mit Kreide auf die Eisenbahnwaggons schmieren: «Jeder Schuß ein Ruf, jeder Stoß ein Franzos', jeder Tritt ein Brit' und jeder Klaps ein Japs.» Anderes hat ihn tief berührt, wie jenes Gedicht des Schriftstellers Otto Ernst, das in der nationalistischen Zeitung *Der Tag* zu lesen war und das die Tatsache kommentiert, dass Deutschland sich jetzt mit sieben Staaten im Krieg befindet. Das Gedicht ergreift ihn so sehr, dass er es in sein Tagebuch schreibt, Wort für Wort. Zwei Strophen lauten:

*O mein Deutschland, wie musst du stark sein
Wie gesund bis ins innerste Mark sein
Dass sich's keiner allein getraut
Und nach Sechsen um Hilfe schaut.*

*Deutschland, wie musst du von Herzen echt sein
O wie strahlend hell muss dein Recht sein
Dass der mächtigste Heuchler dich hasst
Dass der Brite vor Wut erblasst.*

Und das Finale:

*Morde den Teufel und hol dir vom Himmel
Sieben Kränze des Menschentums
Sieben Sonnen unsterblichen Ruhms.*

Die aufgepeitschte Rhetorik und der hohe Ton der Propaganda stehen in krassem Gegensatz zur tatsächlichen Lage. Es gibt sehr wohl Konflikte, aber keiner ist so unlösbar, dass der Krieg notwendig, geschweige denn so akut, dass er unausweichlich wäre. Unausweichlich wurde dieser Krieg erst in dem Augenblick, als er für unausweichlich gehalten wurde. Gerade wenn die Motive vage und die Ziele schwankend sind, wird die Energie gebraucht, die in den fetten, wohlenschmeckenden Reden enthalten ist.

Richard Stumpf schlürft sie ein und gerät ins Schweben, berauscht von Worten. Und um ihn herum schaukelt die grau gestrichene SMS *Helgoland* auf dem Wasser, ungeheuer schwer, abwartend. Einen Feind hat man noch nicht gesehen. An Bord ist eine gewisse Ungeduld zu spüren.

4.

Dienstag, 25. August 1914

PÁL KELEMEN ERREICHT DIE FRONT BEI HALITSCH

Anfangs wurde er das Gefühl nicht los, dass es sich eigentlich nur um eine weitere Übung handelte. Alles hatte in Budapest begonnen. Pál erinnert sich, wie er unter den Blicken der Zuschauer sein Gepäck in eine Droschke lud und sich, in Husarenuniform mit roten Hosen, blauer Tunika, bestickter hellblauer Attila und hohen Lederstiefeln, durch die unübersehbare Menschenmenge auf dem Ostbahnhof drängelte und den Weg zu seinem Zug bahnte, um schließlich auf einem Stehplatz im Gang zu landen. Und er erinnert sich, wie die Frauen weinten. Eine wäre gestürzt, hätte sie nicht ein Fremder aufgefangen. Das Letzte, was er sah, als der Zug langsam anfuhr, war ein älterer Mann, der hinter dem Waggon herlief, um seinen Sohn noch einmal zu sehen.

Nach der heißen, aber nicht allzu unbequemen Zugfahrt hatte er sich beim Husarenregiment in Szeben gemeldet – wie üblich;

der Mann, der ihn empfing, hatte ihn im Übrigen keines Blickes gewürdigt, sondern nur gesagt, wohin er gehen sollte. Und später am selben Nachmittag hatte er sich in der strahlenden Augustsonne zum Mobilmachungsort in Erfalu begeben und dann Quartier bei einem Bauern genommen – wie üblich.

Danach folgte Routine: Materialempfang, inklusive Pferd und Sattel, gegen Quittung; Ausbezahlung des Solds; ein langer, unerträglich langer Sermon über praktische Fragen in einem viel zu heißen Raum, wo die Leute ohnmächtig wurden, der Strom der Worte aber unaufhaltsam weiterfloss.

Dann aber änderte sich das Bild.

Zuerst der Nachtmarsch zum Zug. Und die langsame Fahrt, auf der man an jedem Bahnhof von jubelnden Menschenmengen empfangen wurde: «Musik, Fackeln, Wein, Deputationen, Flaggen. Hurra auf die Armee! Hurra, hurra!» Dann das Ausladen, der erste Marsch. Aber noch kein eigentliches Zeichen von Krieg, etwa Geschützdonner; es hätte immer noch eine Übung sein können. Blauwarmer Himmel, Geruch von Pferdekot, Schweiß, Heu.

Pál Kelemen ist zwanzig Jahre alt, geboren in Budapest, wo er die Lateinschule besucht und unter dem später so berühmten Dirigenten Fritz Reiner Geige gespielt hat. In vieler Hinsicht ist Kelemen ein typisches Produkt des urbanen Mitteleuropa am Anfang des 20. Jahrhunderts: weitgereist, belesen, aristokratisch, ironisch, kultiviert, distanziert, ein Liebhaber der Frauen. Er hat an den Universitäten von Budapest, München und Paris studiert und sogar eine gewisse Zeit in Oxford verbracht. Als sie nach Stanislau hineinritten, eine Bezirksstadt im österreich-ungarischen Galizien (er ein junger, eleganter Husarenleutnant; gibt es etwas Eleganteres als einen ungarischen Husarenleutnant?), hatte er nicht zuerst an den Krieg, sondern an die Frauen gedacht. Er glaubt ihnen ansehen zu können, dass sie in einer Provinzstadt leben: «Ihre Haut ist weiß, sehr blass, und in ihren Augen ist eine funkelnende Glut.» (Dies im Gegensatz zu den Frauen in den Großstädten, deren Blicke müder seien, verschleierter.)